

Karl
Heinz
Bohrer
Jetzt

Geschichte
meines Abenteuers
mit der Phantasie

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4877

Karl Heinz Bohrer

Jetzt

Geschichte meines Abenteuers
mit der Phantasie

Suhrkamp

Karl Heinz Bohrer gilt als einer der Streitbarsten deutschen Intellektuellen. Als Leiter des Literaturteils der *FAZ* im eigenen Haus umstritten, als Herausgeber des *Merkur* für kühne Thematik berüchtigt, als Hochschullehrer eine Gegenfigur der Linken, als Wissenschaftler mit seiner zentralen Theorie der Plötzlichkeit eine Herausforderung für alle, die es gewohnt sind, sich geschichtsphilosophische Sinnhorizonte zurechtzubiegen.

Die unbeirrbar erwartung, dass die banale Gegenwart umschlägt in das phantastische Jetzt – das ist Karl Heinz Bohrer's Motor in seiner autobiographischen Geschichte. Sie spielt in europäischen Metropolen wie London und Paris, an deutschen und amerikanischen Universitäten, auf essayistischem wie auf wissenschaftlichem Terrain. Und immer wieder auf der Bühne der Beziehungen: zu Frauen, Freunden, Weggefährten und Gegnern. Intellektuelle Abenteuer wechseln mit erotischen Eskapaden. Dabei erzählt er konsequent aus der Perspektive des aktuellen Erlebens: aus dem Jetzt.

Karl Heinz Bohrer, geboren 1932 in Köln, Literaturkritiker, Herausgeber, Wissenschaftler, Verfasser von Werken um die Idee des Momentanismus, der »Plötzlichkeit«. Langjährige Aufenthalte in Frankreich und England, wo er heute lebt. Hochschullehrer in Deutschland, England und den USA. Als scharfzüngiger Zeitkritiker stand er immer wieder im Zentrum heftiger Diskussionen.

Zuletzt erschienen: *Das Erscheinen des Dionysos. Antike Mythologie und moderne Metapher*, 2015.

Erste Auflage 2018

suhrkamp taschenbuch 4877

© Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46877-7

Inhalt

I

- 1 Die Blätter hatten eine andere Farbe 9
- 2 Alles wurde fremd 69
- 3 Der tote Esel am Strand 127
- 4 Überall eine Bühne 187

II

- 5 Auch die Guillotine war plötzlich 251
- 6 Preußischblau 309
- 7 Der verschwundene Augenblick 373
- 8 Die Sonne, die Steine, die Götter 431

III

- 9 Und jetzt? 493

*Michel und Angela
motivierten mich zu dieser Geschichte.*

I

I

Die Blätter hatten eine andere Farbe

In einer der großen Mittwochskonferenzen meiner Zeitung beugten sich die Chefs der einzelnen Ressorts beunruhigt über die neuesten Nachrichten aus der Metropole im Osten, die noch immer halb von den Sowjets beziehungsweise ihren deutschen Genossen regiert wurde. Aber nicht die Kommunisten, sondern die Studenten des westlichen Teils der Stadt beunruhigten die Chefs. Diese seien, so die neueste Information des Korrespondenten der Zeitung, nicht nur auf eine radikale Reform ihrer Universität aus, sondern auch auf eine soziale und politische Veränderung der ganzen Gesellschaft der westlichen Republik. Das, was die älteren Herren vorn an dem langen Tisch, an dem sie immer allein saßen, über die Studentenrevolte sagten, löste in mir eine Welle von Genugtuung aus. Das Wort »Revolution« gefiel mir und vor allem, dass die Herren so besorgt waren, obwohl ich ihre Gegnerschaft gegenüber der marxistischen Lehre teilte. Es war das schönste Gefühl, das ich mir vorstellen konnte: Dass etwas Ungewöhnliches sich anbahnen, stattfinden könnte und diese Herren erschrecken würde. Es war ein plötzlicher Impuls, der mich von meinem Stuhl in der Raummitte aufstehen und an die vordringende Runde gewandt sagen ließ: Die Berichterstattung aus der Metropole sei sehr ungenau. Sie sei nur moralisch und unterstelle, es handele sich bei diesen Studenten um Straftäter, ja Kriminelle. Es gehe aber darum, zu wissen, was sie wirklich dächten. Man müsse, so fügte ich fürsorglich hinzu, seinen Gegner doch kennen! Dann setzte ich mich wie-

der hin und staunte darüber, dass zunächst keine Reaktion erfolgte. Das hatte, wie die neben mir sitzende, schon viel länger der Redaktion angehörende, immer aufsässige Filmkritikerin mir anerkennend zuflüsterte, seinen Grund darin, dass jemand aus der Redaktion überhaupt etwas Grundsätzliches gesagt hatte. Das sei hier nicht der Brauch, schon gar nicht, dass die Bemerkung von einem Neuling komme. So etwas könne nur von einem am langen Tisch oben gesagt werden. Obwohl sie sich sicher war, dass das, was ich gesagt hatte, keiner von denen da oben gesagt hätte.

Ich war noch nicht lange zurück in meinem Redaktionszimmer, da trat der Herausgeber des Feuilletons mit einem glücklichen Lächeln, das seine gewaltigen Zahnreihen entblößte, durch die offen gebliebene Tür herein, die Hände ausbreitend, als ob er mich gleich umarmen und an sich ziehen wollte, und sagte: »Sie fahren für die Zeitung dorthin! Sie berichten über die revoltierenden Studenten!« Seinem Kollegen, dem ältesten Herausgeber, der seit Langem *primus inter pares* in dieser Zeitung war, habe mein Auftritt imponiert. Dieser habe entschieden, dass kein politischer Redakteur das machen solle, sondern ich. Eigentlich hatte ich ja keine Ahnung, ich wusste von nichts etwas Genaueres. *Das Kapital* hatte ich, abgesehen von dem schönen Anfang, noch nicht gelesen, die einschlägigen Debatten der letzten beiden Jahre waren an mir vorübergegangen. Ich musste mich also vorbereiten. Der herzliche Herausgeber des Feuilletons, in seinem grauen zweireihigen Anzug immer eine imposante Figur, hatte schon daran gedacht und gab mir einen besonderen Auftrag: Bevor ich losführe, müsse ich einen inzwischen berühmten jungen Philosophieprofessor der hiesigen Universität aufsuchen, der gerade dabei sei, die spekulative Gesellschaftstheorie des soziologischen Instituts auf eine neue, moderne Basis zu stellen. Mit dieser neuen Autorität solle ich reden. Er heiße Jürgen Habermas.

Sein Name und seine Bücher waren in aller Munde. Ich kannte gerade einmal die Titel, die im Umlauf waren, hatte aber wegen der sich bei mir festsetzenden Abneigung gegen marxistische Gesellschaftstheorien kaum ein Wort gelesen und nun auch keine Zeit mehr dazu. Von diesem Mann solle ich mich einweihen lassen, er erwarte mich. Dass der freundliche Herausgeber auf diesen Gedanken verfallen war, hatte etwas Widersprüchliches. Denn die marxistische Gesellschaftstheorie, die Professor Habermas, wie man mir sagte, in einer liberalen Version vertrat, lag dem Herausgeber als Katholiken und Freund der französischen Belle Époque und Literatur ebenfalls fern. Aber es war eine Woche zuvor ein Brief an die Herausgeber eingetroffen, in dem Theodor W. Adorno gefragt hatte, wer der junge Mann sei, der den Aufsatz über den sogenannten Zürcher Literaturstreit, über die Zulässigkeit von Obszönitäten in der modernen Literatur, geschrieben habe. Den hatte ich geschrieben. Mein Aufsatz hatte sich gegen den Germanisten Emil Staiger gerichtet, den ich schon als Abiturient gelesen und damals bewundert hatte, der nunmehr aber Kriterien der klassischen Literatur gegen die zeitgenössische aufstellte, Kriterien, die ich für hoffnungslos unbegründbar hielt. Mein Aufsatz ging aufs Ganze und endete mit der Frage, ob Goethes Symbolbegriff noch Gültigkeit haben könne, was ich verneinte. Adorno war für viele liberale und linke Intellektuelle inzwischen zum Idol geworden. In seinem Brief stand, der Aufsatz enthalte Hellichtiges, das er selbst in Kürze aber noch prinzipieller entfalten werde. Bescheidenheit gehörte eher nicht zu seinen Tugenden.

Wenn der freundliche Herausgeber geglaubt hatte, er schicke nun kein unbeschriebenes Blatt zu Habermas, dann hatte er sich allerdings getäuscht. Der Philosoph hatte kei-

ne Ahnung von einer literaturkritischen Debatte, umso mehr aber von der politischen Situation. Das war jedoch nicht der Grund dafür, dass ich den Kaffee sehr schnell trank und zunächst vergaß, mir etwas aufzuschreiben. Es war die überraschende Erscheinung dieses Mannes, seine unerwartete quecksilbrige Spontaneität. Er hatte die Tür zu seinem kleinen Haus im grünen Vorort lächelnd geöffnet, dann die Freundlichkeit eines zuhörenden Gastgebers gezeigt, schließlich einige Fragen gestellt: Wer ich, der ihm noch Unbekannte, sei, das wolle er doch genauer wissen. Der Herausgeber hatte gewiss etwas dazu gesagt. Aber nun wünschte der Philosoph, es von seinem Gast zu erfahren: »Was denken Sie denn über die Situation?« Das zu wiederholen, was ich in der Großen Konferenz den Herausgebern gesagt hatte, schien das Beste. Doch das war dem Philosophen nicht genug. Er sagte: »Aber das versteht sich ja von selbst. Was ist Ihr Interesse an einer solchen Reportage?« Der Philosoph wollte klipp und klar etwas Politisches hören, er wollte wissen, wen er in politischer Hinsicht wirklich vor sich hatte. Die Antwort, die Konfrontation zwischen einer quasi noch großbürgerlichen Institution wie der Zeitung und dem intellektuellen Klima der Rebellen der Berliner Universität sei elektrisierend, reichte nicht aus. Eigentlich klang das recht gut, sozusagen soziopsychologisch. Aber der Philosoph war der Ansicht, das sei kein politisches, sondern ein melodramatisches Motiv. Fast hätte ich geantwortet: Na und? Schließlich würde man Politik ohne Instinkt für das Melodramatische nicht verstehen.

Nach dieser abtastenden Einleitung wurde es sehr lebhaft. Der Philosoph ergriff das Wort. Im Nu folgte eine pointierte Beschreibung der Figuren und Ideen, die in der aufrührerischen Universität der ehemaligen Hauptstadt zu erwarten wären. Das Wichtigste sei, sagte der Philosoph mit Nachdruck, damit der Gast es sich auch genau einprägte, die reformerischen Kräfte, nicht die anarchistischen,

publizistisch zu unterstützen. Wenn das in einer so bedeutenden, zumal konservativen Zeitung stünde, wäre viel für die Situation gewonnen. Der Ausdruck, die Wortwahl, die Haarmähne, der Tonfall, die Konzentration – alles hatte eine so intensive Wirkung, dass sich das bevorstehende Unternehmen zu einer wahren Expedition auftürmte. Als wir uns verabschiedeten, wusste ich, dass wir uns noch öfter sehen würden. Mir wurde aber schon bei der Heimfahrt klar, dass in meinem Text wahrscheinlich das Gegenteil dessen stehen würde, was der Philosoph mir eingeschärft hatte: Nicht die Reformkräfte, sondern die Radikalen würden im Mittelpunkt stehen. Nicht gerühmt, aber irgendwie besungen. Das ergab sich dann tatsächlich aus den Gesprächen mit den beiden für den radikalen Flügel wichtigsten Studentenführern. Beide von bleicher Energie, der eine etwas religiös, aus dem Osten stammend, namens Dutschke; der andere eine Art Saint-Just, sogar mit dem französischen Namen Lefèvre. Die Reformer, die nur eine andere Universität wollten, waren dagegen von einer so zahmen Vernunft, die sich darüber hinaus tatsächlich so überaus vernünftig artikuliert, dass sie nichts für ein Interesse an einem Umsturz oder gar für die Erwartung eines solchen hergab. Ich war – trotz der Aversion gegen den Marxismus – auf etwas Dramatischeres aus, etwas, das die Welt verändern könnte. Interessierte ich mich überhaupt für Reform? Was die beiden Radikalen sagten und wie sie es sagten, trug das Versprechen eines Umsturzes in sich. Einer solchen Bewegung zu folgen wäre aber nach wie vor unmöglich gewesen. Schon der Gedanke, dass viele andere jetzt nachsprächen, was die Radikalen, glühend oder kalt, gesagt hatten, war abschreckend. Diesem Widerspruch folgten jedoch vorläufig keine weiteren Gedanken. Allerdings wusste ich, dass sich da etwas aufbaute, was zu klären oder zumindest in seiner Unklarheit zu verstehen wäre.

Einladung bei einem Verlagslektor. Der Mann, der mit mir eingeladen war – ein blonder, etwa vierzigjähriger Universitätsprofessor, dessen Namen ich bei der Vorstellung nicht richtig verstanden hatte –, hielt einen politischen Vortrag. Darin tauchten jene Wörter auf, die seit einigen Monaten im Umlauf waren, Wörter wie aus einer anderen Sprache. Sie gehörten zur marxistischen Lehre, die über Nacht in das Land eingefallen zu sein schien. Diese Wörter waren wie Münzen, die einander ähnelten und nun von vielen auf-gelesen wurden. Es hatte sie zwar seit Langem gegeben, aber bis jetzt hatte sie niemand so genau angeschaut.

Der mir fremde Gast verströmte, obwohl er Radikales sagte, die gleiche Langweiligkeit wie die Reformer. Das lag daran, dass er alles wie ein *fait accompli* ausführte, also theoretisch längst vorentschieden, nicht wie etwas innig zu Wünschendes und noch zu Vollbringendes, etwas, das sich zu entscheiden hätte. Er war einer jener unzähligen, plötzlich im Lande aufgetauchten Intellektuellen, die alle das Gleiche wollten. Der Lektor – er hieß Günter Busch – war durch seine Arbeit im literarisch und intellektuell wichtigsten Verlag des Landes inzwischen wohl an derlei gewöhnt, abgesehen davon, dass er selbst in einer weniger fanatischen Fassung zur neuen Linken gehörte. Er war ein souveräner Kopf und sagte nichts weiter dazu. Dass er einen Redakteur der konservativen Zeitung zu diesem Treffen eingeladen hatte, konnte nur am Bericht über die Rebellen gelegen haben, der im linken Milieu landauf, landab Beifall bekommen hatte. Der Republikanische Club in Berlin hatte mir eine Ehrenmitgliedschaft angeboten. Um nicht mit falschen Federn geschmückt zu werden, hatte ich nicht angenommen. Der Republikanische Club, in einem altmodischen Haus der alten Metropole aus dem 19. Jahrhundert mit Marmor und Spiegeln im Treppenhaus residierend, war gegründet worden, nachdem sich die Große Koalition aus Sozialdemokraten und CDU gebildet hatte, die als eine Ge-

fährdung der parlamentarischen Kontrolle von Regierungsentscheidungen angesehen wurde. Es gab im Republikanischen Club keine marodierenden Studenten. Hier trugen die unter Jugendstil- und Empirelampen sitzenden Mädchen ihre Kokarden der Revolution, als wären es Popfetsche. Gefragt wurde: »Wann kommt der Thermidor?« Was so viel hieß wie: Kommt das Ende der revolutionären Phase? Das Wort »Thermidor« hatte das Ende der Jakobinerherrschaft bezeichnet. Publizisten, Anwälte, Verleger, ja selbst Geschäftsleute waren die liberal engagierten Mitglieder des Republikanischen Clubs, eine professionelle Elite, die den von ihr befürchteten neuen autoritären Tendenzen widersprechen wollte. Ohne einen speziellen Einwand gegen ihr Programm wusste ich doch, dass diese Gemeinschaft mir zu viel geworden wäre. Es war auch der selbstgefällige Tonfall, der mich zurückschrecken ließ, er hatte etwas unangenehm Schmusiges.

Worauf der arrogante Gast des Lektors hinauswollte, war eigentlich einleuchtend: Das Gerede von der Notwendigkeit, die sogenannten Massen über die Natur des spätkapitalistischen Staates aufzuklären, müsse aufhören. Stattdessen gehe es darum, sich individuell zu engagieren, agitatorische Programme zu entwickeln. Die parlamentarische Demokratie müsse verändert werden. Es war genau die Frage, welche die radikalen Studentenführer kurz zuvor auf dem Kongress über »Hochschule und Demokratie – Bedingungen und Organisation des Widerstandes« aufgeworfen hatten, dort besonders scharf vorgetragen von Rudi Dutschke, mit dem ich in Berlin gesprochen hatte. Dieser kurzfristig organisierte Kongress wurde unmittelbar nach der Beerdigung des Berliner Studenten Benno Ohnesorg und einem anschließenden Trauermarsch am 9. Juni 1967 in Hannover eröffnet – er dauerte eine Woche. Ohnesorg war von einem neununddreißigjährigen Polizisten am 2. Juni bei einer studentischen Demonstration in Berlin erschossen wor-

den. Auch ich fuhr als Beobachter der Vorgänge nach Hannover. Auf dem Kongress eine Atmosphäre zum Zerreißen. Einige der an der landesweit geführten Debatte maßgeblich beteiligten Professoren aus der Soziologie und Pädagogik waren da. Es wurde ein Zusammenprall zwischen der liberalen Stimme der Außerparlamentarischen Opposition und der studentischen revolutionären Radikalität, die sogar der Herausgeber des *Spiegel* inzwischen kritisiert hatte. Der Sprecher des Berliner Bürgermeisters machte mit seiner öli- gen Stimme Vermittlungsvorschläge, die hier nichts mehr ausrichten konnten. Man war sich zwar einig in der Verurteilung der konservativen Öffentlichkeit, die nicht merkte, wie die autoritäre Gesinnung von gestern wieder präsent geworden war. Aber wie darauf reagieren? Die aggressiven Erklärungen gefielen mir, obwohl deren politische Folgen nicht erkennbar waren. Das war es! Man hatte sich zu entscheiden. Der ölige Abgesandte vertrat das Pragmatisch-Parlamentarische, also eigentlich Richtige. Der glühende Dutschke das Revolutionäre, wahrscheinlich das Nichtrichtige. Ich neigte gegen alle Vernunft und meiner professionellen Bindung zum Trotz zum Nichtrichtigen. Die Aversion gegen die Reaktionäre, wohl die Mehrheit in der Gesellschaft im Ganzen und in Teilen meiner politischen Redaktion, war auch bei mir ins Kochen geraten. Aber deswegen marxistische Motive aufnehmen? Nein.

In einer der vordersten Reihen saß auch Jürgen Habermas. Vorerst schwieg er und hörte zu. Dann trugen er und Dutschke ihre Stellungnahmen vor. Nachdem Dutschke bereits abgereist war und auch Habermas den Saal schon verlassen hatte, war ihm offenbar bedenklich geworden, welche praktischen Folgerungen die revolutionär gesinnten Studenten aus Dutschkes Forderung nach Aktionen ziehen würden. Er kam zurück und ergriff erneut das Wort. An die Adresse der Radikalen richtete er die Anklage, Programme, wie sie hier gefordert würden, seien eine Art lin-

ker Faschismus. Um die explosive Wirkung seines Ausdrucks zu mindern, fügte er das Wort »voluntaristisch« hinzu. Das war ein Codewort, das innerhalb der linken Intelligenz verstanden wurde: Man gehörte trotz aller Differenzen zur selben Familie.

Die Kälte des arroganten Gastes am Tisch des Lektors war zu abschreckend gewesen, als dass man auf diese Thematik hätte eingehen wollen. Die Kälte hätte einschüchternd sein können, weil der Mann so informiert, so belesen war. Wahrscheinlich war er auch sehr intelligent. Aber noch niemals zuvor war mir so deutlich und unabweisbar geworden, dass ich mich von diesen Leuten fernhalten musste. Unter solch einer theoretischen Kontrolle konnte man sein Leben nicht leben. Das Theoretische hatte zwar etwas Verführerisches, aber nur, wenn es ambivalent, offen blieb, ein Motiv zum Denken. Hier aber zeigte es sich als Zwangsjacke. Die Einseitigkeit des Gesprächs wurde mit einer kühlen Verabschiedung beendet. Man schied voneinander, ohne, wie üblich in solchen Fällen, die Möglichkeit eines erneuten Treffens zu erwähnen. Was der kalte Gast dachte, war nicht mit Gewissheit zu sagen. Dass ich zur *FAZ* gehörte, musste mich eigentlich disqualifizieren. Sie war in seinen Kreisen inzwischen zum Inbegriff des politisch Bösen geworden.

Man konnte nicht leugnen, dass es in dieser Zeitung dauernd Wichtiges zu lesen gab, von dem die übrige, die gewöhnliche Presse, wie wir sie nannten, nichts wusste. Auch Sachen, die eigentlich nicht zur politischen Linie passten. Wieso hatte es keine Einwände gegen meine sympathisierende Charakterisierung der rebellischen Studenten gegeben, nachdem sie gedruckt war? Warum war dieser Text nicht von vornherein abgelehnt worden? Die Erklärung hierfür lag in der internen, durch die Herausgeber geschaf-

fenen Machtordnung des Blattes: Die Ressorts unterlagen nicht dem Urteil einer Zentrale, sie entschieden unabhängig voneinander. Das Feuilleton benötigte selbst bei einem politischen Thema keine Zustimmung oder gar Erlaubnis der politischen Redaktion. Es hatte seinen eigenen Herausgeber, und dem hatte mein Bericht eingeleuchtet. Dennoch hatte die Zeitung inzwischen den Ruf weg, in altrömischer Manier zu denken: Mögen sie uns hassen, wenn sie uns nur fürchten! Sie empfand sich nicht als gewöhnliche Zeitung, sondern als ein Club. Wer dazugehörte, war ein Auserwählter. Selbst der jüngste Redakteur. In der Großen Konferenz bestimmten zwar die Herausgeber das Thema, aber der Umgangston war von einer Höflichkeit, die sich selbst auszeichnen wollte.

Überhaupt hatte mich die Atmosphäre in der Redaktion seltsam eingenommen, schon als ich erstmals auf meinem Stuhl in meinem eigenen Zimmer saß, zuständig für literarische Themen im Tagesfeuilleton. Es ging alles so leger, so lautlos vor sich. Es lief dort kein Radio und kein Fernseher. Es gab keine Über- und Unterordnung. Die Hierarchie von Herausgeber und Feuilletonchef einerseits und den Verantwortlichen für Kunst, Theater, Film, Musik und Tageskommentar andererseits war kaum erkennbar. Natürlich gab es sie. Aber ich hatte den Eindruck, dass die Redakteure ganz aus eigener Verantwortung entschieden und der freundliche Herausgeber oder der Feuilletonchef erst spät, wenn wir mit dem Abzug der Zeitung aus dem Umbruch heraufkamen, davon Kenntnis nahmen. Der freundliche Herausgeber schrieb vor allem über Filme, ab und zu über kulturpolitische Vorkommnisse. Und dann die Redakteure selbst. Sie alle die reine Freundlichkeit, auch wenn dahinter Konkurrenz verborgen war. Von Intrigen erzählte mir ein blutjunger, intelligenter Volontär namens Frank, der nichts anderes als ebendiese Intrigen im Kopf hatte und sie mit der so machtvollen Institution erklärte, die den Ehr-

geiz anstachele. Er behauptete auch, ich sei ein »weißer Elefant«, das Wort für solche Redakteure, denen man eine Herausgeberschaft zutraute. Ich wusste, wieso das Unsinn war. Aber diese Freundlichkeit! Besonders anziehend fand ich die witzige Filmkritikerin, die meine Intervention in der Großen Konferenz beifällig kommentiert hatte. Sie war immer voller kritischer Impulse. Und dann der junge Kunstredakteur, noch Assistent der, wie ich hörte, sehr frommen verantwortlichen Redakteurin für die Kunstseite, mit der er ein Gutherzigkeit ausstrahlendes Gespann bildete.

Vielleicht spielte das sogenannte gutbürgerliche Milieu, aus dem sie alle kamen, eine Rolle. Der Vater der Filmkritikerin war ein bedeutender Theologe gewesen, der junge Kunstredakteur kam aus einer feinen linksrheinischen Unternehmerfamilie. Er hatte bei Benno von Wiese über Wilhelm Raabe dissertiert und war als Student noch Privatsekretär bei Rudolf Alexander Schröder gewesen, zwei Namen, mit denen ich ihn manchmal aufzog, zu denen er aber in einer souverän ironischen Weise stand. Der leise, doch bestimmt auftretende Musikredakteur war Sohn eines bekannten Altphilologen. Sein Nachfolger im Musikamt, den Adorno empfohlen hatte, stammte aus einer bekannten russisch-ungarischen Adelsfamilie. Und die Frau des Feuilletonchefs kam aus der Familie des namhaftesten Musikverlages. Dass der Name des Internats, in dem ich zur Schule gegangen war und Abitur gemacht hatte, für meine Einstellung wesentlich wichtiger gewesen war als meine beiden Universitäten Göttingen und Heidelberg, daran hatte ich keine Zweifel. Der freundliche Herausgeber kam mehrfach darauf zu sprechen. Er selbst stammte aus einer Winzerfamilie bei Rüdesheim, handwerklich geprägt, aber eben auch traditionsreich.

Eine besondere Rolle hatte schon immer das *Literaturblatt* gespielt. Allein schon sein etwas altfränkischer Name